3/93 Arbeitskreis für evangelikale Missiologie

Aus meiner Sicht
Karl-Heinz Klapprodt

Die Kontextualisierung der biblischen Botschaft
Ursula Wiesemann

Dunkel um Dorothy Carey?
H. Miriam Ross

Aus meiner Sicht

Fehlplanung, oder: Sägen Missionswerke am Ast, auf dem sie sitzen?

Denkansatz


Biblische Grundlagen

Die oft betonte Meinung, die Gemeinde müsse die gesamte Außenmission betreiben, wird durch Wiederholung nicht richtiger. Dieses Argument befürwortet denominationelle Mission und erklärt unabhängige Missionswerke für unbiblisch, ein Argument auf sehr schwachen Füßen. An welchem biblischen Modell kann man sich denn orientieren?

Die Aussendung des Paulus und Barnabas (Apg 13) gibt für denominationelle Mission kaum Fundament her. Im Gegenteil, sie unterstützt die Grundlage unabhängiger Werke. Abgesehen von der augenscheinlich nicht erfolgten Finanzierung durch die Gemeinde in Antiochien, bekamen die Missionare auch keine Richtlinien oder Instruktionen mit auf den Weg. Es wird im Verlauf der Reisen sogar recht deutlich, daß sich die Apostel sehr gemeindeunabhängig benahmen, Mitarbeiter zurückzuschicken (Apg 13,13), neue Mitarbeiter einzustellen (zB. Timotheus, der in Antiochien nicht einmal bekannt war), ihre Gebiete, Methodik und Zeiten selbst festzulegen und die Gemeinde lediglich informiert über das, was der Herr durch sie getan hatte (Apg 14,26–28).

Da an dieser Praxis auch während der folgenden Reisen nichts geändert wurde, steht sie Modell für freie Missionswerke, zumal sich andere Apostel ebenso verhielten (zB. 1Kor 16,12; Gal 2,7–10). Hinzu kommt, daß die Gemeinde der Ausgangsbasis in einem anderen Kulturbereich liegt als die entstandenen Gemeinden mit unterschiedlichem Wertgefüge, wie das Apostelkonzil (Apg 15) und der wiederholte Hinweis auf Frauen bei den griechischen Gemeinden zeigen (Apg 16–17). Wie hätte eine bodenständige Gemeinde des einen Kulturkreises auch im voraus Richtlinien für einen anderen Kulturkreis ausarbeiten können? Selbst im nachhinein gab es Streit darüber, und daran hat sich bis heute kaum etwas geändert.

Zusammenarbeit heute

Die Schnittstelle zwischen Gemeinde und Mission heißt heute fast ausschließlich: GELD. Die Missionsen, die mit einem Gemeindeverband als
Hinterland gesegnet sind, haben dabei den Vorteil, durch ihre Verknüpfung meinungsbildenden Einfluß in den Gemeinden ausüben zu können. Ihnen stehen Möglichkeiten offen, an der Missionsgesinnung ihres Verbandes mitzuwirken. Aber nutzen sie diese Chance?

Freie Missionswerke haben es vergleichsweise schwer, auf lokale Gemeinden einzudringen, sind sie doch angewiesen auf Einladungen, die von vorn herein begrenzt sind durch das Missionsverständnis der einladenden Gemeindeleitung, das an vielen Orten verkümmernt ist in der Erwartung, daß ein Missionar nach einem Lichtbildvortrag sein ganzes Pulver verschossen hat und darüber hinaus nichts zu sagen weiß. Wenn dann noch die Kollekte des Abends mitgegeben wird, kehrt auch der Gewissensfrieden wieder ein im Bewußtsein, reichlich für die Missionierung der Welt getan zu haben.


**Zukunftsperspektive**

Wenn wir, die Missionen, nicht lernen, in Gemeinden Arbeit zu investieren zur Förderung der Missionsgesinnung, können wir zu Recht der Ausbeutung bezichtigt werden. Wir werden uns auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß unser finanzielles Aufkommen abmager, da Kostensteigerung bei nicht wachsendem Hinterland den Spielraum einengt.


Die Tendenz in der Mission geht deutlich in Richtung Verkürzung der Dienstzeit auf dem Felde mit noch kürzeren Heimintervallen. Das bedeutet aber noch weniger Zeit für vertrauensbildende Maßnahmen in den Gemeinden. Wie kann Vertrauen wachsen ohne Berührung?


Karl Heinz Klaprodt, 
Vereinigte Deutsche Missionshilfe

---

**Zitiert**

"Was gäbe es wohl zu lesen, wenn die Missionäre alles veröffentlichten, was Weiße unter Farbigen an Gemeinheiten und Ungerechtigkeiten begangen haben?"

Christian Keyßer: *Eine Papuagemeinde*. Kassel 1929, 249

---

evangelikale missiologie 9 [1993]
Die Kontextualisierung der biblischen Botschaft

Ursula Wiesemann

Die Bibel umfaßt eine lange historische Entwicklung in einer Kultur, die weder als "westlich" noch "östlich", weder als "nördlich" noch "südlich" zu kennzeichnen ist – vielleicht am besten als "zentral" bezeichnet werden kann. Dessen ungeachtet ist sie der Mehrheit der Kulturen, in denen sie bis heute noch unbekannt ist, noch fremd. Und diese Kulturen repräsentieren Ethnien mit zwischen 3000 und 4000 verschiedenen Sprachen, wenn unsere bisherigen Kenntnisse einigermaßen zutreffen!


Wie kann die Gute Nachricht in den Kontext dieser Völker übersetzt werden? Die Wycliff-Bibelübersetzer erreichen dies zuerst und vor allem durch das Medium der Sprache, die in sich die gesamte Kultur trägt. Um es vorwegzunehmen: dies ist ein langer Prozeß, denn eine Sprache zu erlernen, die der eigenen so sehr fremd ist, auch mit der besten Vorbereitung, die die Sprachwissenschaften anbieten können, ist eine harte, langwierige, aber faszinierende Aufgabe. Diese Tatsache hat aber auch ihre positive Seite: nur sehr allmählich wird ein Volk den Eindringling kennenlernen, seine/ihre Motive verstehen lernen und bereit sein, seine Freuden und Leiden und seine Anschauungen mit ihm/ihr zu teilen. Und nur wenn dies geschieht, kann die Botschaft kontextualisiert und von dem Volk wirklich verstanden werden.


Kontextualisierungstraining

Welches Training braucht man nun, um zur Kontextualisierung fähig zu sein? Hier ist es sinnvoller, konkrete Fälle zu bedenken. Der Fremde, der in eine ihm fremde Kultur hineinkontextualisieren will, muß damit beginnen, die Sprache zu lernen. Die beste Vorbereitung dafür bieten ein oder mehrere Kurse, die vom Seminar für Sprachmethodik (SIL) und den
Wycliff Bibelübersetzern (WBÜ) speziell zu diesem Zweck angeboten werden. Außerdem gibt es auch Orientierungskurse, die ihn so nah wie möglich an sein zukünftiges Umfeld führen. WBÜ bietet zum Beispiel in Afrika einen Afrika-Orientierungskurs an. Als nächstes muß der Übersetzer sich in eine Situation vor Ort, am besten in einem Dorf, einleben, wo er leicht Freundschaften schließen und sich den Menschen gleichzeitig bekanntmachen kann. Er muß die Sprache so lange lernen, bis er alles, was er sagen will, auch ausdrücken kann und den Unterhaltungen der Menschen mit ihm und untereinander folgen kann. Indem er am Dorfleben teilnimmt und sich mit seinen Freunden im Dorf ausführlich unterhält, lernt er viel über ihr Denken.


Ein Übersetzungsprinzip


Obwohl der Autor der ursprünglichen Botschaft identisch bleibt, ändert sich im Übersetzungsprozeß doch das Zielpublikum, wenn dieselbe Botschaft in eine andere Kultur kontextualisiert wird. Und dieses neue Publikum hat andere Hintergrundinformationen und andere Denkvoraussetzungen als der Fremde (der Missionar) oder sogar als das zweisprachig und im Ausland ausgebildete Mitglied derselben Sprachgruppe (der afrikanische Theologiestudent). Deren Denkvoraussetzungen unterscheiden sich auch von jenen der Autoren der Botschaft, die der Missionar übermitteln will. In dieser Situation treffen also drei Kulturen aufeinander: die des biblischen Autors – die Ursprungskultur; die des Missionars – die vermittelnde Kultur; und die neue Zielkultur. Der Missionar versucht, den Graben zwischen dem biblischen Autor und seinen Zuhörern zu überbrücken.

Um diese Brücke überhaupt bauen zu können, muß er sein neues Publikum verstehen lernen, wobei er deren Denkvoraussetzungen keinem Buch entnehmen kann. Diese neuen Erkenntnisse kann er nur dann gewinnen, wenn er bei und mit ihnen lebt. Wenn er dann die Botschaft übersetzt, muß er viele Informationen, die der Autor unausgesprochen im Hintergrund ließ, weil seine damaligen Zuhörer Bezeichnungen wußten, jetzt aussprechen und verdeutlichen. Er muß die notwendigen impliziten (und Hintergrunds–) Informationen, die der Autor übermitteln wollte, zurückgewinnen und die zum Verstehen der Botschaft notwendigen Kenntnisse aussprechen.

Dieses Prinzip kann leicht an einem Beispiel
aus der Ibaloi-Sprache (Philippinen) dargestellt werden, wenn man die ziemlich wortgetreue Übersetzung einer Ibaloi-Geschichte näher betrachtet:


Für die Ibaloi reicht dieser Text zum Verständnis völlig aus und übermittelt klar und deutlich seine Botschaft. Uns jedoch fehlen so viele Hintergrundinformationen, daß wir nicht einmal ansatzweise die Geschichte verstehen können, viel weniger mögliche Auswirkungen. Kontextualisierung beginnt jedoch damit, die Botschaft überhaupt zu verstehen!

Um jenes Verstehen zu erreichen, muß eine gewisse Menge an Hintergrundinformationen eingefügt werden, wie in der folgenden Übersetzung desselben Textes:

"Einer der Finder [eines Teils des vergrabenen Geldes] war Juan B. Sie kamen damit nachts zu seinem Haus, und er feierte in jener Nacht in seinem Haus in Salakoban das Fest des Kapi mit einem Schwein als Zahlung an die Ahnengeister. Ja, es war in seinem Haus, wo er das Fest des Kapi dafür feierte.

Am nächsten Morgen, als sie wie gewöhnlich nach Festen ein gemeinsames Dorffrühstück hatten, fiel der frische Kieferknochen des Schweines, das am Abend zuvor geopfert worden war, vom Dachvorsprung des Hauses, wo er traditionell aufgehängt wird. Er fiel nicht waagrecht, sondern eher senkrecht herunter und zeigte dann nach Osten, wo die Ahnengeister wohnen. Als das die alten Frauen sahen, betrachteten sie es als schlechtes Vorzeichen und mahnten: "Feiere noch einmal das Kapi - Fest. Vielleicht betrachten die Ahnengeister das Schwein, das Du ihnen geopfert hast, als nicht ausreichend." Und ja, Juan feierte zum zweiten Mal Kapi dafür."

Während auch diese erweiterte Übersetzung nicht alle unsere Fragen beantwortet, die zum Verständnis nötig wären, hilft sie uns zumindest, die Situation ansatzweise zu erfassen, so daß wir dem Geschehen folgen können. Dieses Beispiel verdeutlicht nur eines der vielen Übersetzungsprinzipien, die uns heutzutage zur Verfügung stehen, um die alte universale Botschaft so in eine neue Sprache zu fassen, daß die Sprecher jener Sprache ihren Inhalt verstehen können, ohne Griechisch oder Hebräisch zu beherrschen oder Spezialisten in jüdischer Kultur und jüdischem Denken sein zu müssen.

**Verständnisprobleme**

Eines der größten Hindernisse bei dieser Aufgabe ist die Schwierigkeit, die Zielsprache wirklich zu verstehen, und zwar sowohl in ihrer Struktur als auch in ihren idiomatischen Wendungen. Das trifft nicht nur auf den Missionar, sondern auch auf den Afrikaner, der gleichzeitig mit der Kultur seiner Familie vertraut ist, aber auch mit den Denken und Handeln der ehemaligen Kolonialmacht seines Landes, und doch nirgends ganz zu Hause ist. Im folgenden nur ein Beispiel der komplizierten Unterschiede zwischen häufig gebrauchten Umgangssprachen und einigen afrikanischen Sprachen:

hen, wer mit wem etwas an wem tut. Und diese Information ist die grundlegende Voraussetzung für ein Verstehen der Botschaft.

Die grammatischen Systeme der Ursprungs- sprachen (Griechisch oder Hebräisch), die Hauptumgangssprache (Verkehrssprache eines Landes) und die Zielsprache, in deren Kontext hinein die Botschaft übersetzt werden soll, müssen vom Übermittler der Botschaft gut beherrscht werden. Er muß selbst die Botschaft klar verstanden haben, um sie dann unmißverständlich und unverfälscht in der Zielsprache zum Ausdruck bringen können. Als zum Beispiel die Missionare in einem Dorf in Benin Jesus mit "Ich bin der Weg" zitierten, reagierten die Hörer so darauf: "Wenn Jesus sagt, daß ihr der Weg seid, dann werden wir euch folgen." Die Missionare standen vor einem linguistischen Problem, das durch linguistische Forschungen gelöst werden mußte.


(in jenem Land ist Englisch die "europäische Sprache").


lebendigen christlichen Gemeinde. Heute erinnern sich jene, die ihn kannten, mit großer Achtung an ihn, als an den einen, der 16 Jahre lang stark blieb, bevor andere wie er "in Jesus eintraten."

**Ideophone**


| vir | Regenbringender Sturm |
| 'bar' | Verwüstung durch Sturm |
| but | herabstürzender Baum |
| wengbéée | Totenstille nach dem Sturm |
| gásâ te gbána | ein großer Baum ist gefallen |

Der richtige Gebrauch solcher Ideophone – oderidiomatischer Wendungen – verstärkt die Kontextualisierung, macht die Botschaft klarer und natürlicher und damit leichter verständlich.


**Kontextualisierung und praktische Hilfen**


**Kontextualisierung durch Übersetzung**

Wie geht nun WBÜ den Kontextualisierungsprozeß an? Zuerst und vor allem durch das


Ist die Übersetzung des Neuen Testamentes und der Bibel einmal abgeschlossen, muß sie natürlich auch verbreitet werden. Für die jüngere Generation kann dies durch Leseklassen geschehen, aber die Älteren müssen die Bot- schaft mündlich hören – vielleicht auf Kassetten, durch Lieder und Auswendiglernen. Gründliche Untersuchungen darüber, wie die Verbreitung der Bibel am besten stattfinden kann, werden laufend erarbeitet, da es in diesem Bereich oft Schwachpunkte gibt, über die wir uns noch nicht allzulange im klaren sind.

SIL–WBÜ veröffentlicht eine Reihe von Notes On – Studies. Die bearbeiteten Teilbereiche zeigen deutlich, wie weit das Feld ist, auf dem die Kontextualisierung in Angriff genommen wird:

- Studien zur Linguistik
- Studien zur Anthropologie
- Studien zur Übersetzungsaufgabe
- Studien zur Alphabetisierung
- Studien zu Verbreitung und Gebrauch der Bibel
- Studien zum Bereich "Übersetzung und Computer"

Auch wenn beträchtliche Anstrengungen unterommen werden, um alle Sprachgruppen zu erreichen, scheint die Aufgabe immer noch unabsehbar zu sein – mit unserem erweiterten Wissen wächst auch die Zahl der noch unerforschten Sprachen ohne Bibelübersetzung.

Übersetzung und Überarbeitung
nach Notizen von Ursula Wiesemann durch
Friedhilde Stricker

Dunkel um Dorothy Carey?

H. Miriam Ross

Übersetzt aus: Evangelical Missions Quarterly Vol. 28 No. 4, October 1992, S. 360ff. von Friedhilde Stricker


"Ungebildet", "phantasielos", "sie hatte we-

der den Mut noch die Kraft, Entbehrenng zu ertragen," so charakterisierten die Biographen Williams seine Frau Dorothy, die sich anfangs harnäckig geweigert hatte, 1793 mit ihm nach Indien zu gehen und die in späteren Jahren bis
zu ihrem Tod psychisch krank auf der Missionsstation in Serampore lebte.

Wer war dieser fast unbekannte Mensch am Rande der Missionsgeschichte? Sind die Biographien ihres Namens auch ihr gerecht geworden? Ist ihre Lebensgeschichte für uns relevant? Was für ein Mensch war sie eigentlich?


Wir fragen uns wahrscheinlich, wie Carey eine solche Wahl hatte treffen können. Was faszinierte ihn, einen Mann mit aktivem, analytischem Verstand und einer unstillbaren Neugierde auf seine Umwelt, an Dorothy? Ein Biograph, S. Pearce Carey, stellt fest, daß

Erkenntnis, eine Berufung zu den "Heiden" in Übersee zu haben.


Sicher ist jedenfalls, daß er seine Anliegen mit seinen Amtskollegen besprach und daß er sich ein Jahr nach der Veröffentlichung seiner Schrift "Untersuchung" als Missionar nach Indien meldete. Er sollte Dr. John Thomas begleiten, einen Chirurgen, der schon für die Ostindische Kompanie gearbeitet hatte.

Zuerst weigerte sich Dorothy – im achten Monat schwanger – mit ihm zu gehen. Anfangs war sie den Bitten Careys gegenüber unzugänglich. Als jedoch ihre Abreise durch einen Krieg um sechs Wochen verschoben wurde, reagierte sie schließlich auf die düsteren Propheseien von Dr. Thomas, der ihr die Konsequenzen vor Augen stellte, falls sie ihrem Mann nicht folgen sollte. Sie lenkte nur unter der Bedingung ein, daß ihre jüngere Schwester Catharine sie zur Unterstützung ihrer Familie – der kleine Jabez war inzwischen drei Wochen alt – begleiten sollte.


In Indien setzten sich die Entbehrungen in unverminderner Härte fort. Während der ersten sechs Jahre zog die Familie von Ort zu Ort, während Carey versuchte, eine Missionsstation aufzubauen. Sie hatten selten oder gar keinen Kontakt mit anderen Europäern, auch nicht mit Dr. Thomas. Häufig fehlte ihnen das Nötigste zum Essen und ein Dach über dem Kopf. Oft schwebten sie in Lebensgefahr, wenn sie Hochwasser führende Flüsse durchquerten oder

---

Dorothy war zwar Analphabetin, aber keine schlechte Wahl

"Dorothy zwar Analphabetin war, aber keine schlechte Wahl. Sie kam aus einer puritanischen Familie; ihr Vater war der Leiter der örtlichen Versammlung der 'Dissenters', bei denen Carey aktives Mitglied war. Damals war Carey noch davon überzeugt, als Schuhmacher ein eifriger Diener Christi sein zu sollen. Noch sah er nicht die Härten und Entbehrungen seines Missionarlebens voraus."

Allmählich zeichneten sich jedoch Veränderungen in seiner Lebensplanung ab. Carey begann, in verschiedenen Dörfern zu predigen. Um seine wirtschaftliche Situation zu verbessern, zog er mit seiner Familie nach Moulton um, wo er zwei Jahre später ordiniert wurde. 1789 folgte ein Umzug nach Leicester. Dort war er ganztags als Lehrer tätig, arbeitete nebenberuflich als Schuhmacher und predigte sieben Mal in einem Zeitraum von zwei Wochen. In dieser Zeit festigte sich in ihm die
auf Tiger und Schakale trafen. Sie litten an Malaria, Durchfall und anderen Tropenkrankheiten. Sechs Monate nach der Landung in Indien verließ Catharine ihre Schwester, um einen Engländler zu heiraten, der bei der Ostindischen Kompanie beschäftigt war. Im gleichen Jahr starb auch der fünfjährige Peter Carey.


Knapp 52 Jahre alt war Dorothy Carey worden, als ihr irdisches Leben endete und sie auf dem Missionarischen Friedhof in Serampore ihre letzte Ruhe fand.

Es scheint kaum eine ideale Ehe gewesen zu sein. Manche Biographen drückten sich ziemlich unverbülmüt aus: "Die Ehe war unerfreulich gewesen", "ein Fehler", "Frau Carey war eine fromme Frau, aber nicht besonders klug". Dr. George Smith, ein Biograph Careys, zieht folgende Bilanz: "Nie hätte ein Pastor, ein Missionar oder ein Gelehrter eine weniger sympathische Ehegattin, was wohl hauptsächlich auf ... eine latente vorhandene psychische Krankheit zurückzuführen war." Er fügt hinzu, daß Dorothy "bis zum Schluß eine Bauerntochter mit einem vorlauten Mundwerk blieb, ... die frühen Entbehrungen ... die Fieberkrämpfe und der Durchfall ... überschatteten die letzten zwölf Jahre ihres Lebens mit einer schweren Geisteskrankheit."

Zu Recht betrachten wir William Carey als den Vater der modernen protestantischen Missionsbewegung. Aber wie stehen wir zu seiner Frau Dorothy? Ganz sicher liegt im Leben die-

---

Ganz sicher liegt im Leben dieser Frau mehr verborgen, als die abfälligen Worte der Biographen ihres Mannes vermuten lassen

... ser Frau mehr verborgen, als die abfälligen Worte der Biographen ihres Mannes vermuten lassen. Wir gehen zum Beispiel sicher in der Annahme, daß sie eine gute körperliche Konstitution hatte. In England war die Ernährungssituation sicher nicht immer ideal, weil die Familie arm und die Auswahl an Lebensmitteln auch für besser gestellte Bevölkerungsschichten nicht besonders groß war. Während ihrer Jahre in Indien litt sie wiederholt an schweren Anfängen von Dysenterie und Malaria sowie an anderen parasitären Tropenkrankheiten. Trotzdem überstand sie insgesamt sieben Schwangerschaften, wobei vor allem die letzten von schweren Komplikationen begleitet waren. Außer diesen physischen Faktoren kamen noch zahllose andere belastende Situationen hinzu, die sich durch die Unsicherheiten und Gefahren der ersten sechs Nomadenjahre der Careys in Indien ergaben.

Es gibt auch Hinweise darauf, daß sie zu Beginn ihrer Ehe versuchte, einige Defizite ihrer Schulbildung auszugleichen. Als Carey unterwegs war, um Vorbereitungen für seine Abreise aus England zu treffen, erhielt er einen Brief seiner Frau mit der Geburtsanzeige ihres Sohnes. Hatte jemand nach ihren Anweisungen geschrieben, oder hatte sie inzwischen Lesen und Schreiben gelernt? Wahrscheinlich trifft letzteres zu, da sie zu Beginn des Jahres 1795, als ihre psychische Krankheit schon am Aus-
brechen war, an Dr. John Thomas einen Brief schrieb, in dem sie Anklagen und Vorwürfe gegen ihren Mann äußerte.

Wir stoßen auch auf Anzeichen fester Entschlossenheit. Als Carey die Ausreise nach Indien ankündigte, stellte sich Dorothy entschlossen dagegen, ein Verhalten, das in jenen Zeiten außergewöhnlich viel Mut erforderte, wo sonst eine Ehefrau ihrem Mann grundsätzlich folgen hatte und ihr Platz stets an ihrer Seite war. Offensichtlich nahm Dorothy ihre Situation sehr ernst. Sie nannte den Sohn, dem sie kurz darauf das Leben schenkte, Jabez - "weil ich ihn in Sorgen gebar" (1 Chr 4, 9).

Dorothy war aber auch bereit, Entscheidungen zu revidieren, wenn sich die Umstände änderten. Ob es nun aus Mut, Furcht, Reue oder Liebe war - auf jeden Fall packte sie drei Wochen später ihren Hauptsitz innerhalb von 24 Stunden zusammen und überredete ihre Schwester, sie auf die Reise in eine ungewisse und unsiche Zukunft zu begleiten.


Dorothy's Lebensgeschichte macht uns sehr betroffen, aber sie stellt uns auch einige wichtige Fragen, die für die heutige Missionsarbeit relevant sind. Der erste Fragenkreis betrifft das

---

**Dorothy's Lebensgeschichte ist sehr belastend, aber sie stellt auch einige sehr wichtige Fragen, die für die heutige Missionsarbeit relevant sind**

Wesen der göttlichen Berufung, die jedem Christen gilt. Welche Schritte hätte man unternehmen müssen, um Dorothy ebenso eine Berufung in die Heidenmission zu ermöglichen wie William? Wie ist eine Berufung in den kulturübergreifenden Dienst zu definieren?

Wie können wir Menschen, die eine solche Berufung erfahren haben, auf ihrem Weg begleiten und ermutigen? Wie lassen sich geistliche und natürliche Gaben unterscheiden? Womit können wir jedem einzelnen Menschen dabei behilflich sein, sie als solche zu erkennen, zu pflegen und einzusetzen?

Ein zweiter Fragenkreis betrifft Ehe und Ehelosigkeit. Hätte William Carey ehelos blei-
ben sollen? Gibt es Orte und Arbeitsbedingungen, die Ehelosigkeit als Lebensform rechtfertigen, um Gottes Ruf in einer speziellen Situation gehorchen zu können?


Drittens müssen wir auch die Spannungen zwischen den Herausforderungen der Arbeit und den Bedürfnissen der Familie näher ins Auge fassen – und zwar sowohl im Inland als auch im Ausland. Wie hätten sich ein ausgewogenes Zusammenspiel dieser Faktoren auf die Ehe der Careys ausgewirkt? Welche Schritte müssen gegangen werden, um in diesem Bereich Kompromisse zwischen Mann und Frau zu ermöglichen? Wie sehen die Verpflichtungen der Eltern gegenüber ihren Kindern aus, ganz besonders von Eltern, die außerhalb ihres eigenen Kulturkreises arbeiten?

Der Name "Dorothy" stammt aus dem Griechischen: "Geschenk Gottes". Es gab bestimmte Zeiten, in denen sich Menschen im Umfeld Dorotheys fragten, ob dieser Name überhaupt zu ihr paßte. War sie ein Opfer der Umstände? Muß sie für ihre Krankheit selbst verantwortlich gemacht werden? War sie eine nutzlose Magd, die ihren Aufgaben nicht nachkam (Lk 17, 10)? Oder war sie die Vorläuferin Tausender von Frauen, deren Leiden und Entbehren gen die Ausbreitung des Evangeliums förden? Können wir sie als Vorbild in ihrem Umfang mit ihrer Depression nehmen, das anderen Frauen (und Männern) erlauben, ihre Schwierigkeiten einzugestehen und an ihnen zu arbeiten? War ihr Glaube mitten in der Krankheit noch so groß, daß sie einen Platz im Buch des Lebens fand? Simson, Jeptha und David tauchen in der Reihe der Zeugen in Hebräer 11 auf. Fände Dorothy darin auch noch eine Platz?

Ich glaube schon, denn auf ihre persönliche Weise zeigt diese ungebildete "Bauerntochter mit dem vorlauten Mundwerk" die beständige Macht Gottes mitten in unaufhörlichem Leiden – Leiden, das sie durch die Dunkelheit des Wahnsinns führte, bevor sie in die strahlende Gegenwart Gottes treten konnte.

---

Zur Diskussion

Eine neue Definition von Bekehrung

"Unsere ersten Missionäre waren voller Hingabe und Eifer, hervorragende Eigenschaften, die nur noch von einer gewaltigen Naivität übertroffen wurden. Vielleicht muß es so sein, wenn die Jungen und Begeisterten sich kopfüber in den Kampf der Mächte stürzen. Hunderte wurden eiligst auf das Bekenntnis des 'Glaubens' getauft, von denen ein großer Teil nicht die blasseste Ahnung hatte, was Glaube oder Taufe bedeuteten. In jenen Tagen der Begeisterung nahm man das kleinste Zeichen der Zustimmung bei irgend jemandem als Beweis für eine weitere 'Bekrönung'. Aber ungünstigerweise wird die gesamte Finsternis von Jahrhunderten nicht immer durch einen flammenden Blitz ausgelöscht, wenn erstmals die vier geistlichen Gesetze ritzelten wurden, und das umso weniger, wenn diese erste Verkündigung in einer Verkehrssprache geschieht, die von den Hörern nur teilweise verstanden wird."


Die New Tribes Mission hat aus dieser Unzufriedenheit die Konsequenz gezogen, ihre Bekehrungspredigt völlig umzustellen. Sie nutzt dabei die Methode, die Trevor Illwain auf den Philippinen entwickelte: die chronologische Missionsmethode, mit der in etwa 50 Wochen die Heilsgeschichte chronologisch und narrativ dargeboten wird. Alle Geschichten weisen auf Jesus, aber die Botschaft der Erlösung wird erst gegen Ende, meist im Rahmen der Passions- und Ostergeschichten, weitergegeben.

Sehen Sie die Dinge auch so? Welche Erfahrungen haben Sie in Ihrer Arbeit gemacht? Als Ergänzung zu H. Kasdorfs systematischer Darstellung (93–2) lädt ein zu Beiträgen aus der Erfahrung und Beobachtung ein.

Falls Sie sich ausführlicher über die chronologische Missionsmethode und Erfahrungen mit ihr informieren wollen, schreiben Sie an den Schriftleiter (POB 280, Zomba, Malawi).